

Martin Ebner

Neue Töne in einer neuen Form (I)

Narrative Annäherung an das Markusevangelium: der Verfasser als Architekt des Evangeliums

Vorbemerkung: Der folgende Beitrag ist aus Vorträgen zum Markusevangelium entstanden, die im Rahmen einer Großveranstaltung vor Mitgliedern der Bibelkreise aus verschiedenen fränkischen Dekanaten gehalten wurden. Der Vortragsstil wurde beibehalten. Ziel war es, grundlegende Erkenntnisse der historisch-kritischen Exegese sowie der strukturalistischen Analyse in möglichst einfacher, aber eingängiger Form „unter die Leute“ zu bringen. Gleichzeitig sollte getestet werden, ob die wissenschaftlichen Ergebnisse (1) auch außerhalb des Fachpublikums auf Interesse stoßen und ob sie (2) für die aktuelle Glaubenssituation – auch ohne direkte Übertragung – relevant sind und neue Horizonte eröffnen können.

Als rhetorisches Stilmittel wurde die Fiktion der Erzählerperspektive gewählt: Der Evangelist selbst, gemeinhin „Markus“ genannt, führt eine Art Werkstattgespräch. Das hat den Vorteil, daß formgeschichtliche, traditionsgeschichtliche und redaktionsgeschichtliche Ergebnisse sowie Beobachtungen zur Komposition und zum Erzählablauf sofort innerhalb eines kommunikativen Prozesses zur Sprache kommen. In der (fiktiven) Erinnerung des Evangelisten werden die Textsorten aus ihrer typischen Verwendungssituation beleuchtet; die Sammlung von Traditionsmaterial wird im Blick auf die Bedürfnisse des katechetischen Unterrichts erzählt; der Evangelist erläutert, wie er sein Material im Blick auf die Probleme der Gemeinde und im Blick auf eine ganz bestimmte Wirkung, die er mit dem bekannten Stoff verfolgt, arrangiert. Als optisches Hilfsmittel wurde für den ersten Abend, an dem der Plan des Markusevangeliums vorgestellt wird, ein Wandfries eingesetzt (vgl. Skizze auf S. 41). Wörtlich zitierte Bibelstellen erscheinen im Fettdruck.

Ein Lehrer in Rom wird Christ

Ich bin schon ein älterer Mann. Ich lebe in Rom. Ursprünglich komme ich aus dem Osten. Meine Muttersprache ist griechisch. Mit den Christen bin ich über die jüdische Synagoge bekannt geworden. Der Eingottglaube und die Bildung der Juden haben mich schon immer fasziniert. Ich bin nämlich selbst Lehrer. Zwar nur Elementarlehrer,¹ ich bringe den Kindern das Lesen und Schreiben bei. Aber immerhin. Mich faszinieren Bücher und fremde Sprachen. Ab und zu habe ich den Synagogengottesdienst besucht, der hebräischen Sprache gelauscht, mit Bewunderung die große Torarolle betrachtet, aus der der Vorbeter vorliest. Eines Tages, es war Ende der vierziger Jahre,² haben mich nach dem Gottesdienst einige der Juden angesprochen und mich eingeladen zu einem Hausgottesdienst. Da würden sie im intimeren Kreis weiter über die Schriften sprechen und dann auch ein Mahl feiern.

So kam ich mit den Christen in Kontakt, genauer: mit der christlichen Sekte unter den Juden. Ich wurde getauft und konnte seitdem auch das Abendmahl mitfeiern. Und jetzt bin ich ein wichtiges Gemeindemitglied einer der größten christlichen Hausgemeinden in Rom. Obwohl ich Römer bin, also als Heide aufgewachsen bin, obwohl ich erst als erwachsener Mann Christ wurde, zähle ich sozusagen zur Gründergeneration in Rom. Denn die ersten judenchristlichen Missionare kamen Mitte der vierziger Jahre ins Zentrum der Welt, nach Rom. Also vor gut zwanzig Jahren. Jetzt schreiben wir das Jahr 71.

Der Auftrag

Vor einiger Zeit hat mich der Hausvater unserer Hausgemeinde gebeten, daß ich

Der Plan des Markusevangeliums

E V A N G E L I U M				
 (schwarz)	 (grün)	 (braun)	 (schwarz)	
Wüste	Galläa	auf dem Weg	Jerusalem	Grab

T = Täufer, M = junger Mann im Grab, B = Blindenheilung

die Jesusgeschichten, die wir zusätzlich zu den alten Schriften der Juden in unseren Zusammenkünften vorlesen, sammeln und in einer Art Buch festhalten soll. Wir Alten kennen die Geschichten, jede einzelne. Wir können sie aus dem Stegreif erzählen. Aber die Jungen? Wer weiß, ob die auch so sorgfältig mit unserer Überlieferung umgehen? Da ist es besser, man hat die Sachen schwarz auf weiß. Und ich bin Lehrer. Ich kann lesen und schreiben. Ich weiß, wie man Geschichten erzählt, ich kenne mich auch ein bißchen in der Literatur aus. Mit mir haben sie schon den richtigen Mann gewählt.

Und ich muß ja auch nicht bei Null anfangen. Schon vor mir wurden Jesusgeschichten gesammelt. Und zwar aus ganz praktischen Gründen: Für den katechetischen Unterricht. Also für die Taufbewerber.

Wundergeschichten – Werbungsgeschichten

Da gibt es einmal die Wundergeschichten. Die setzen wir ein für die Neuankömmlinge, für die Interessenten. Wundergeschichten sind für uns so etwas wie Werbungsgeschichten. Sie werben für Jesus. Die Leute bei uns kennen solche Geschichten aus den großen Heiligtümern der Heilgötter, wie sie zum Beispiel vom Gott Asklepios erzählt werden. Wir Chri-

sten wollen mit diesen Geschichten zeigen: Wer auf Jesus und auf seinen Gott vertraut, der wird genauso und noch größere Hilfe erfahren, körperlich und seelisch. Der braucht nicht von Heiligtum zu Heiligtum zu pilgern und viel Geld für die Opfer auszugeben. Wer Jesus vertraut und sich einer christlichen Hausgemeinde anschließt, der wird eine wohlwollende und heilende Atmosphäre vorfinden. Der wird behandelt als Bruder und Schwester, egal wer er ist oder woher er kommt. Und oft besteht darin die eigentliche Heilung.

Manche dieser Wundergeschichten tragen noch die Spuren vom katechetischen Unterricht, z.B. die Seesturmgeschichte. Sie endet mit der Frage der Jünger: **Wer ist dieser, daß ihm sogar Wind und Meer gehorchen?** (Mk 4,41). Das ist sozusagen die Impulsfrage für das anschließende Gespräch. Und im katechetischen Unterricht erklären wir dann, daß Jesus durch die Auferweckung derjenige ist, der von Gott alle Macht verliehen bekommen hat, und was es für uns bedeutet, daß er dadurch zum „Herrn aller (Unheils)Mächte und Gewalten“ geworden ist.

Reich-Gottes-Gleichnisse – Mutmachgeschichten

Eine zweite Gruppe von Geschichten, mit denen die Taufbewerber vertraut gemacht werden, sind die Gleichnisse, die

vom Wachsen des Reiches Gottes erzählen. Sie spielen alle in einer bäuerlichen Welt, erzählen vom Auswerfen des Samens, von der unterschiedlichen Beschaffenheit des Bodens, von einem Senfkorn. Das ist die Welt, aus der Jesus stammt. Wenn er vom Reich Gottes sprechen wollte, hat er die Vergleiche dafür aus dem Lebensbereich gegriffen, der seinen Zuhörern vertraut war.

Eigentlich sind die Gleichnisse Mutmachgeschichten, z. B. das Sämannsgleichnis. Es erzählt davon, daß viel Samen, eigentlich drei Viertel der Aussaat, unter äußerst schlechten Bedingungen aufgeht und am Ende keine Frucht bringt. Dort aber, wo der Same auf guten Boden fällt, dort ist die Ernte traumhaft gut. Den Bauern, die genau wußten, daß ein dreifacher Ertrag das Normale ist, ein vier- bis achtfacher Ertrag ganz selten vorkommt, muß der Mund offen stehen geblieben sein, wenn Jesus schildert, wie die Halme auf dem guten Boden 30-, 60- ja 100fachen Ertrag bringen. So kommt, will Jesus sagen, das Reich Gottes zur Entfaltung, hat es nur einmal richtig Wurzeln gefaßt. Solches Vertrauen hatte Jesus. Das steckt bis heute an.

Streitgespräche – Konfliktgeschichten

Eine weitere Gruppe von Geschichten nennen wir „Streitgespräche“ oder „Konfliktgeschichten“. Diese Geschichten erklären wir im Unterricht erst in einer späteren Phase, wenn die Taufbewerber schon ein Stück in unsere Gemeinde hineingewachsen sind. Denn in diesen Geschichten geht es wirklich um Streit, um Auseinandersetzung, um strittige Punkte – unter uns Christen. Und wir sind ziemlich stolz darauf, daß solche Auseinandersetzungen auch von Jesus erzählt werden. Der konnte streiten! Der hat sich nichts gefallen lassen! Auch das steckt an. Zurück: In Konfliktgeschichten werden Jesus oder seine Jünger von anderen angegriffen, meistens wegen ihres Verhaltens, das offensichtlich aus dem Rahmen fällt. Und Jesus verteidigt jedes Mal dieses ungewöhnliche Verhalten mit einem knalligen Satz am Ende. Er stopft sozusagen seinen Gegnern den Mund. Man-

che von uns sagen: Das sind die Geschichten, in denen Jesus das letzte Wort hat.

Natürlich erzählen wir diese Geschichten so, daß sich darin unsere eigenen Probleme spiegeln. Ein Beispiel: Zur Zeit der ersten christlichen Hausgemeinden entstand ein großes Problem dadurch, daß die Christen, die als Juden aufgewachsen waren, auch Heiden wie mich eingeladen haben, in ihre Hausgemeinden zu kommen. Nun leben Juden aber streng nach der Sitte ihrer Väter. An jedem siebten Tag der Woche vermeiden sie jegliche Arbeit, sie essen kein Schweinefleisch und beachten noch viele andere Vorschriften. Ich als Heide halte mich natürlich nicht an die jüdischen Speisegebote, ich esse selbstverständlich Schweinefleisch. Bei uns gilt es sogar als besonders gesund. Viele der anderen Reinheitsvorschriften der Juden kenne ich gar nicht. Nach den alten Bräuchen der Juden dürfte ich als Heide deshalb nicht mit ihnen zusammen essen, und sie nicht mit mir, schon gar nicht in meinem Haus.

Aber unter den Judenchristen gab es auch eine fortschrittliche Gruppe. Die sagten: Wenn Jesus, wie wir genau wissen, sich mit Zöllnern an einen Tisch gesetzt hat, also mit Leuten, mit denen ein frommer Jude keinen Umgang pflegt, warum sollen wir uns nicht mit Heiden an einen Tisch setzen? Es kam zu hitzigen Debatten. Immerhin stand nichts Geringeres auf dem Spiel, als eine heilige Tradition über Bord zu werfen. Als sich die Argumente nur noch im Kreis drehten und das Faß schon beinahe zum Überlaufen kam, soll der Sprecher der fortschrittlichen Gruppe aufgestanden sein und zum ersten Mal die Geschichte vom Zöllnermahl erzählt haben, also die Geschichte, die wir bis heute als Konfliktgeschichte in unserem catechetischen Unterricht besprechen: **Jesus saß zusammen mit Zöllnern und Sündern am Tisch.** Schon das Wort „Sünder“ mußte aufhorchen lassen. Damit waren nämlich wir Heiden gemeint, um die der ganze Streit ging. Denn in den Augen der Juden sind wir Heiden Sünder, weil wir ihre Gebote nicht einhalten.³ Und die Geschichte fährt fort: **Und seine Jünger waren dabei. Als das die Schriftgelehrten sahen, sagten sie: Daß er mit Zöllnern und Sündern ißt?** Diese Empörung war

uns gut bekannt. In unserem Fall waren die Schriftgelehrten all diejenigen, die keinen Fortschritt zulassen wollten, die jede Neuerung beargwöhnten – und deshalb auch nicht zulassen wollten, daß Christen, die als Juden aufgewachsen waren, sich mit Heiden, die Christen geworden sind, an einen Tisch setzen und zusammen das Abendmahl feiern. Aber zum Glück hat in dieser Geschichte, wie in allen Konfliktgeschichten, Jesus das letzte Wort. **Als Jesus das hörte, heißt es in unserer Geschichte weiter, sagte er: Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken. Nicht bin ich gekommen, Gerechte zu rufen, sondern Sünder (Mk 2,15–17).** Als diese Sätze fielen, soll es ganz still geworden sein in der Versammlung. Alle, die mit Hartnäckigkeit an den alten Vorschriften festhalten wollten, mußten durch diese Geschichte ganz schön beschämt werden. Jesu Gegner sein, nein, das wollten auch sie nicht. Und seitdem essen in unseren Hausgemeinden Judenchristen und Heidenchristen an einem Tisch. Jesus selbst verteidigt diese Praxis – mit der Geschichte, die wir seitdem vom großen Zöllnermahl erzählen. Immer wenn diese Geschichte bei unseren Zusammenkünften erzählt wird, tut es uns Heiden einfach gut, aus dem Mund Jesu selbst hören zu dürfen: Auch du als Heide, als Sünder, bist von ihm gerufen und darfst mit ihm und seinen Jüngern zusammen Mahl halten.

So funktionieren alle Konfliktgeschichten. Wir verteidigen unsere spezielle religiöse Praxis mit einer Geschichte, in der Jesus das letzte Wort hat: unsere eigene Fastenpraxis, die Ausweitung der jüdischen Sabbatvorschriften, unseren Umgang mit den Speisegeboten usw. Auch wenn die ursprüngliche Streitfrage längst beigelegt ist, sind diese Geschichten für uns weiterhin äußerst wichtig. Denn wer in den Spuren Jesu gehen will, darf nie stehenbleiben. Da müssen immer weitere neue Schritte erkämpft und erstritten werden, so wie es die Zeit und die Gegebenheiten erfordern.

Täufer- und Passionsüberlieferung

Außer diesen Geschichten, die sozusagen Sachfragen behandeln – Werbung für

Jesus in den Wundergeschichten, die Gleichnisse als Mutmachergeschichten, Konfliktgeschichten zur Begründung und Verteidigung unserer religiösen Praxis –, außer diesen Sachgeschichten gibt es noch eine andere Gruppe, die ich einmal etwas gelehrt Personallegenden bezeichnen möchte. Dazu gehört die leider knappe Überlieferung von Johannes dem Täufer – und vor allem die Passionsgeschichte. Die erzählen wir jedes Jahr im Gottesdienst, etwa zu der Zeit, wenn die Juden Pesach feiern – und wir Christen uns an die Kreuzigung Jesu erinnern.

Die Stoffe und ihre Verarbeitung

Im Überblick sind das die wichtigsten Gruppen von Geschichten, die wir in der Katechese erzählen und besprechen: Wundergeschichten, Gleichnisse, Konfliktgeschichten, die Täuferlegende und die Passionsgeschichte. Die Ältesten unserer Gemeinde stellen sich nun vor, daß ich – weil ich diese Geschichten natürlich alle auswendig kann – sie in einer schönen Form niederschreibe. Pergament und besonders haltbare Tinte haben sie mir schon besorgt. Sie denken an so etwas wie eine Sammelmappe für die Katechese, also an ein Katecheten-Handbuch, mit einem Wort: an einen Katechismus. Aber das finde ich, verzeihen Sie mir, stinklangweilig. Text nach Text mit Impulsfragen: Das riecht nach Schule. Und wer ist nicht froh, wenn er diese Quälerei endlich hinter sich hat? Die einzelnen Geschichten, sage ich mir, kennt doch jeder aus der Katechese. Wozu ein teures Buch und wozu die Mühe des Schreibens, wenn dann darin doch nur steht, was ohnehin jeder auswendig kann? Wenn das Buch einen Reiz bekommen soll, wenn es spannend werden soll beim Vorlesen, dann muß das längst Bekannte aufhorchen lassen, das Alte neu klingen. Die Jesusgeschichten müssen so verpackt werden, daß die Leute die Ohren stellen und nicht wissen, wie ihnen geschieht. Das hat Jesus und das haben die Geschichten von ihm verdient. Nein, ich will keine katechetische

Sammelmappe erstellen. Es muß ein Kunstwerk werden.

Ehrlich gesagt: Ich habe viele Nächte gebrütet, bis mir endlich eine angemessene Idee kam: Ich stelle mir ein *Drama* vor. Ein richtiges Schauspiel. Mit verschiedenen Szenen. Mit einem kunstvoll aufgebauten Spannungsbogen und einem erschütternden Ende. Aus den einzelnen Jesusgeschichten, wie wir sie in der Katechese lernen, muß die Jesusgeschichte als Drama werden. Aus den Geschichten, die christliche Lehrer mit den Taufbewerbern besprechen, muß die Geschichte vom großen Lehrer Jesus werden, an dessen Lippen wir kleben.

Die Idee, finde ich, ist großartig. Die Sache hat nur einen Haken. Wir Christen haben mit unseren Texten keinen Zugang zu den öffentlichen Theatern. Für die Römer ist der „Christus“ noch immer ein Aufrührer, und unsere Gruppe hat den Geruch von Unruhestiftern. Völlig zu Unrecht übrigens! Es ist noch nicht lange her, da mußten wir Christen selbst als „Schauspiel“ herhalten, wurden in Tierhäute gesteckt und gaben den Fraß für wilde Hunde ab.⁴ Nein, ins Theater kann ich unseren großartigen Stoff leider nicht bringen. Vielleicht ist das in späteren Zeiten einmal möglich. Der Jesusstoff als Erfolgsstück auf den großen Theatern der Welt, das wäre mein Traum. Ich werde mich damit begnügen müssen, daß ich das Drama, das mir vorschwebt, die verschiedenen Szenen, die ich vor Augen habe, in meinem Text durch Regieanweisungen andeute. Wer gut zuhören kann, wird die verschiedenen Orte der Handlung vor Augen sehen.

Der Plan

Ich habe schon einen genauen Plan. Es wird ein Drama mit fünf verschiedenen Bühnenbildern.⁵

Erstes Bild: Wüste (Mk 1,2–13)⁶

Erstes Bild: *Wüste*. Ich war zwar selbst noch nie in der Wüste. Aber ich stelle mir die Wüste als Land vor, in dem nichts wächst, kein Leben ist. Alles tot. Wüste, das

ist ein großes Grab. Ein ausgezeichnete Ort für einen dramatischen Anfang.

Wie das die Leute merken sollen, daß der erste Aufzug in der Wüste spielt, fragen Sie sich. Ganz einfach. Der erste Akt hat bei mir nur 13 Sätze. Er ist ganz kurz. Aber in die wenigen Sätze habe ich vier Mal ganz ausdrücklich hineingeschrieben: in der Wüste. Wer's da nicht merkt, dem ist nicht zu helfen.

In diesem Akt lasse ich Johannes den Täufer auftreten und die Geschichte Jesu ankündigen, genau so wie am Anfang eines Theaterstücks in einem feierlichen Prolog von einem einzelnen Sprecher der Inhalt kurz angekündigt wird. In jedem Theaterstück weiß jeder von Anfang an, worum es geht und wie die Geschichte ausgeht. Das, was die Zuschauer an einem Theaterstück fasziniert, ist nicht, wie es ausgeht, sondern wie die Sache verläuft, wie sie sich entwickelt, wer mit wem in Konflikt kommt, wie der Held der Geschichte allmählich in einen Engpaß gerät und schließlich nicht mehr zu retten ist. Das geschickt aufzubauen, das ist die Kunst des Dramatikers.

Zweites Bild: Galiläa (Mk 1,14–8,26)

Nach diesem kurzen Aufzug in der Wüste setze ich als Kontrast dazu einen langen Akt, der in Galiläa spielt. Ich war auch noch nie in Galiläa. Aber aus den Jesusgeschichten weiß ich, daß es dort viele kleine Dörfer gibt, die alle um das sogenannte „Meer von Galiläa“⁷ liegen müssen. Und aus den Gleichnissen weiß ich, daß Galiläa ein buntes und fruchtbares Land sein muß. Jesus erzählt von Getreidefeldern und Feigenbäumen, von Vögeln und Gärten.

Hier in Galiläa ist die Heimat Jesu. Da hat er zu predigen begonnen. Da hat er die ersten Jünger um sich gesammelt. Da hat er Anhänger gefunden und Menschen von allerlei Gebrechen geheilt. So bunt wie das Land, so optimistisch ist die Handlung in diesem zweiten Akt. Dafür habe ich die Wundergeschichten verarbeitet, natürlich die Gleichnisse, aber auch einige der Konfliktgeschichten. Denn das wissen wir alle: Ganz glatt verläuft weder unser eigenes

Leben – noch die Geschichte Jesu. Und daß meine Zuhörer das auch in meinem unbeschwernten zweiten Akt nicht vergessen und sich nicht in ein Phantasieland versetzt fühlen, das es auf dieser Erde nicht gibt, lasse ich ganz bewußt das böse Ende in Jerusalem seine dunklen Schatten schon in den zweiten Akt vorauswerfen: Zweimal lasse ich Abgesandte von Jerusalem kommen, die Jesus feindlich beäugen und bedrohlich wirken.⁸ In meinem Drama ist das der Auslöser dafür, daß Jesus vor ihnen sozusagen die Flucht ergreift und in den hohen Norden nach Tyrus und Sidon ausreißt.⁹ Und dabei lasse ich Jesus auch zum ersten Mal mit Heiden in Kontakt kommen. Denn davon bin ich überzeugt: Wenn er Heiden begegnet wäre, er hätte sie nicht zurückgestoßen.

Natürlich war Jesus in meinen Augen kein „Flüchter“, keiner, der sich vor Konflikten gedrückt hat. Das zeige ich in meinem dritten Akt. Da lasse ich Jesus ganz bewußt vom nördlichsten Punkt in Israel, das ist Cäsarea Philippi – ich habe mich eigens erkundigt –, schnurstracks nach Süden ziehen, mitten in die Stadt seiner Feinde: nach Jerusalem.

Drittes Bild: Auf dem Weg (Mk 8,27–10,52)

Im dritten Akt ist Jesus bei mir *auf dem Weg*. Und diese Regieanweisung habe ich ständig in meinen Text hineingeschrieben.¹⁰ Das will ich zunächst einmal *wörtlich* verstanden wissen: Jesus ist auf dem Weg vom nördlichsten Punkt in Israel in die Stadt seiner Feinde. Und ich stelle den Hörern ein bestimmtes Bild vor Augen: Jesus geht voran. Und die Jünger gehen hinter ihm her. Aber das ist auch *geistlich* gemeint: „Auf dem Weg“, im „Hinter-Jesus-Hergehen“ sollen die Jünger lernen, was Nachfolge bedeutet, was es bedeutet, ein Schüler dieses Jesus zu sein. Das ist das eigentliche Thema dieses Aktes. Jesus spricht über nichts anderes zu seinen Jüngern. Ich habe dafür alle Sprüche über die Jüngerschaft gesammelt, an die ich mich nur irgendwie erinnern konnte, und habe sie in diesem Akt Jesus in den Mund gelegt.

Viertes Bild: Jerusalem (Mk 11,1–15,39)

Der vierte Akt, wie jeder erwartet, spielt in Jerusalem. Jesus ist am Ziel seiner Reise angekommen. Hier wird er angefeindet. Hier wird ihm der Prozeß gemacht. Hier wird er getötet. Ein normales Drama würde hier enden. Mit dem tragischen Tod des Helden. Aber in unserem christlichen Drama folgt ein weiterer Akt.

Fünftes Bild: Grab (Mk 15,40–16,8)

In diesem fünften Akt will ich ganz vorsichtig andeuten, was wir als Christen glauben und worauf wir hoffen. Diesbezüglich bin ich ein Mann der leisen Töne. Ich weiß, wie angefochten unsere Hoffnung ständig ist. Weil ich aber genauso gut weiß, daß wir gerade dann und gerade dort Hoffnung brauchen, wo es scheinbar keine Hoffnung mehr gibt, deshalb habe ich diesen letzten Akt meines Jesusdramas an einen schauerlich-düsteren Ort verlegt. Der fünfte Akt spielt in einem Grabmal. Um diesen Akt zu gestalten, habe ich die Geschichten aufgegriffen, die von der Grablegung Jesu erzählen und vom Gang der Frauen zum Grab.

Gesamtplan im Überblick

Ich muß zugestehen: Ich bin stolz auf meinen Entwurf. Ein Jesusdrama in fünf Akten: Wüste – Galiläa – auf dem Weg – Jerusalem – Grab. Wie Sie schnell erkennen können, ist mein Jesusdrama symmetrisch aufgebaut. Dabei sind die einzelnen Teile, das werden Sie beim Lesen oder Anhören schnell feststellen, in ihrer Länge aufeinander abgestimmt. Die beiden längsten Teile sind die in Galiläa und in Jerusalem. Sie machen den Löwenanteil des Geschehens aus. Die kürzesten Szenen sind die am Rande: der Akt in der Wüste und der Akt im Grab. Auf sie kommen jeweils nur gut ein Dutzend Sätze. Alle vier Akte rahmen den Teil auf dem Weg, der mir *persönlich* der wichtigste ist: Denn da soll das Jüngersein gelernt werden – in den Spuren Jesu.

Inhaltlich sind die Akte zum Teil gegensätzlich, zum Teil ergänzen sie sich: Galiläa und Jerusalem, die beiden umfangreichsten Akte, stehen im Gegensatz zueinander. Im Akt Galiläa ist alles optimistisch gestimmt. Da geht es bergauf. Jesus bekommt Zulauf. Seine Lehre stößt auf offene Ohren, und sein Tun zieht die Massen an. Im vierten Akt, in Jerusalem, passiert genau das Gegenteil: Jesus erfährt Widerstand, Ablehnung, Anfeindung. Seine Lehre wird hinterfragt. Der Jüngerkreis löst sich praktisch auf. Im Prozeß vor dem Hohen Rat und vor Pilatus steht er allein da. Ist Galiläa der Ort der Aktion Jesu, so Jerusalem der Ort seiner Passion. In Galiläa treibt er alles voran, drängt von Ort zu Ort. In Jerusalem beim Prozeß erleidet er passiv, wird er von Gerichtshaus zu Gerichtshaus, im wahrsten Sinn des Wortes von Pontius zu Pilatus geschleppt.

Ich denke: Das kennen wir aus unserem eigenen Leben. Jeder hat sein Galiläa, und jeder hat sein Jerusalem. Jeder hat seine aktive Blütezeit, wo alles aufwärts geht; und für jeden kommen Zeiten des passiven Erleidens, wo sich alles gegen einen zusammenbraut, wo man sich nicht mehr wehren kann, wo man hilflos ausgeliefert ist. Und deshalb ist mir der Weg von Galiläa nach Jerusalem so wichtig: nämlich von Jesus zu lernen, diesen schweren Weg *als sein Jünger* ganz bewußt und konsequent zu gehen. Deshalb liegt mir an diesem Mittelteil meines Dramas so viel. Es ist sozusagen das Herzstück meines Dramas.

Die beiden flankierenden Akte, Wüste und Grab, entsprechen und ergänzen sich inhaltlich. Beide spielen an Orten des Todes. Beide spielen dort, wo das Leben am Ende ist. Aber in den alten Schriften Israels ist ausgerechnet die Wüste, der Ort des Todes, zugleich der Ort, wo neues Leben beginnt. Genauer: Der Ort, wo Gott neues Leben beginnen läßt. In der Wüste, in der äußersten Not und im Ausgeliefertsein an den Tod, zeigt sich Gott als Retter für sein Volk. So bezeugen es die vielen Rettungsgeschichten in den alten Schriften der Juden: Gott läßt sein Volk nicht vor die Hunde gehen. Auch wenn die Lage scheinbar aussichtslos ist, wenn das Volk dem Tod

ausgeliefert erscheint, eben in der Wüste ist, erweist er sich als Retter: beim Durchzug durchs Rote Meer, beim Heimzug aus dem Exil. Die Geschichte Jesu verstehe ich als neue Rettungsgeschichte Gottes mit seinem Volk. Und deshalb lasse ich Johannes den Täufer „als Stimme *in der Wüste*“ – die Anregung dazu habe ich aus der Buchrolle des Propheten Jesaia¹² – die neue Rettungsgeschichte ankündigen, die mit Jesus beginnt.

Wer einmal daran glaubt, daß Gott *in der Wüste*, an den Orten des Todes, seine Rettungsgeschichten beginnt, der wird nicht erschauern, wenn ich ihn im letzten Akt meines Dramas an *den* Ort des Todes führe: ins Grab. Denn er wird schon ahnen: Dort, wo alles endgültig am Ende scheint, dort, wo kein Mensch mehr helfen kann, das ist der Ort, wo Gott noch lange nicht am Ende ist, im Gegenteil: wo berechtigte Hoffnung auf seine rettende Macht bleibt. Aber weil die Rettung Jesu aus den Toten völlig unvorstellbar ist, stelle ich sie auch nicht dar. Ich lasse ganz verhalten einen jungen Mann im Grab unseren christlichen Glauben aussprechen. Was wir in der Taufkatechese lernen und in jeder Mahlfeier singen, das lasse ich von einem jungen Mann im Grab den Frauen sagen: **Jesus, der Nazarener, der Gekreuzigte, wurde auf-erweckt** (vgl. Mk 16,6). Und damit dieses Glaubensbekenntnis nicht mit dem Gähnen der Zuhörer beantwortet wird, lasse ich als Abschluß meines Dramas eine unerwartete Verheißung aussprechen. Zudem habe ich auch noch einen hoffentlich heilsamen Schock in die Handlung eingebaut. Der junge Mann gibt den Frauen den Auftrag: **Auf, sagt seinen Jüngern: Er, Jesus, geht euch nach Galiläa voraus** (Mk 16,7). Das ist die Verheißung. Und ich gebe dazu folgende Regieanweisung: Die Frauen fliehen vom Grab. Rennen einfach davon. In Furcht und Schrecken. Sagen niemandem irgendetwas. Ende. Aus. Im Theater würde der Vorhang fallen.

Ich habe die stille Hoffnung, daß dieser Schluß keinen, der mein Drama von vorn bis hinten liest oder hört, gemütlich im Stuhl sitzen lassen kann, sondern daß er aufspringt, daß er sich empört: Wie können

die nichts von der guten Botschaft, von der lebenswichtigen Verheißung weitersagen? Wie können die einfach in Angst und Schrecken davonlaufen? Und ich hoffe, daß der Leser oder die Hörerin sich selbst auf die Beine machen, die Botschaft weitersagen, und sich selbst mit anderen neu auf den Weg machen, von Galiläa nach Jerusalem. Und daß sie selbst immer die Verheißung im Ohr haben: Jesus geht mir in meinem Galiläa als Auferwecker voraus, und er geht mit mir den Weg in mein Jerusalem.

Die Überschrift

Soweit bin ich wirklich zufrieden mit meinem Jesudrama. Aber ein Problem ist mir noch geblieben. Jedes Werk braucht einen Titel. Wie soll ich mein Werk betiteln? Auch darüber habe ich lange gegrübelt.

Drama kann ich mein Werk nicht bezeichnen, auch wenn ich es gern täte. Ein richtiges Drama ist es einfach nicht. Es ist kein Textbuch für verschiedene Sprecher. Es ist die Geschichte vom Leben und Sterben eines jungen Mannes, die an fünf verschiedenen Orten spielt. So gesehen ähnelt mein Werk eher den Lebensgeschichten, wie sie von großen Philosophen oder berühmten Männern auf dem Markt sind. Da wird gewöhnlich zuerst die Geburt erzählt, oft eine besonders wunderbare, dann die Ausbildung und der Werdegang, die Taten und Worte, am Ende der Tod. Die letzten Punkte habe ich auch über Jesus erzählt. Aber von seiner Geburt weiß ich nichts, erst recht nicht von einer wunderbaren. In einer meiner Geschichten ist von seiner Mutter die Rede und von seinen Brüdern und Schwestern.¹³ Also mit der Geburt scheint meines Wissens alles ganz normal verlaufen zu sein. Aber auch von der Ausbildung Jesu und seinem Werdegang weiß ich praktisch nichts und habe deshalb auch nichts davon erzählt. Als Lebensbeschreibung kann ich mein Werk also auch nicht anbieten.

In meiner Not ist mir eine tatsächlich rettende Idee gekommen. Ich gebe zu: Sie

ist ein wenig verrückt. Aber ich habe die geheime Hoffnung, daß meine verrückte Idee so gut ist, daß sie vielleicht sogar Schule macht und irgendwann einmal als das Normalste von der Welt erscheint: Ich werde mein Werk *Evangelium* nennen. Als Griechin/Griechin oder Römer/Römerin würden Sie jetzt energisch den Kopf schütteln und fragen: „Was soll diese Geschichte eines jüdischen Predigers mit einem Evangelium zu tun haben? Evangelium, das ist doch eine Siegesnachricht, ausgerufen von einem Herold. Oder ein kaiserlicher Steuernachlaß, der einer Stadt angesagt wird.“

Und Sie haben recht. *Evangelium* heißt wörtlich soviel wie: „gute Ankündigung“.¹⁴ Kurz: *Evangelium*, das ist eine Botschaft, von einem Herold öffentlich ausgerufen, bei der einem ein Stein vom Herzen fällt. Und das ist es, daß beim Verlesen meines Werkes passieren soll: Den Hörern und Hörerinnen soll ein Stein vom Herzen fallen. Ihnen wird ein *Evangelium* angesagt. Und in der Handlung meines Werkes kommen sogar zwei Herolde vor. Sie rufen gerade dort ihr „*Evangelium*“ aus, wo niemand mit einer befreienden Botschaft rechnet: die „Stimme eines Rufers“ in der *Wüste*, Johannes der Täufer, der Jesus ankündigt. Und der zweite Herold ruft sein *Evangelium aus dem Grab*, der junge Mann, der den Frauen sagt: **Ihr sucht Jesus von Nazaret, den Gekreuzigten: Er ist auferweckt. Auf, sagt seinen Jüngern: Er geht euch voraus!** (Mk 16,6 f.) Daß dabei vielen meiner Hörern wirklich ein Stein vom Herzen fällt, dessen bin ich mir sicher. Für sie muß das im vollen Sinn des Wortes ein „*Evangelium*“, eine gute Ankündigung sein. Und das hat mit der jüngsten Geschichte unserer römischen Gemeinde zu tun,¹⁵ ein trauriges Kapitel. Dazu muß ich noch ein wenig weiter ausholen.

Der „Sitz im Leben“ des Markusevangeliums

Es hat mit der Christenverfolgung zu tun, die unter Kaiser Nero ausgebrochen ist. Das war 64 n. Chr., also vor gut sechs Jah-

ren. Ursache dafür war der Brand Roms. Große Teile der Stadt sind niedergebrannt. In aller Munde war damals das Gerücht, daß der Kaiser selbst den Befehl dazu gegeben habe.¹⁶ Nero wußte sich keinen anderen Rat, als die Schuld auf andere abzuschieben. Als Sündenböcke hat er uns Christen ausgewählt. Wir seien schuld am Brand Roms. Viele von uns wurden gefangengenommen und verhört. Nur die Tapfersten blieben stark und bekannten sich mutig als Christen. Sie wurden alle getötet, auf grausame Art. Manche hat Nero mit Pech bestreichen und nachts als Laternen in seinem Park verwenden lassen. Viele aber wurden im Verhör schwach und haben geleugnet, daß sie Christen sind. Manche haben sogar zum Beweis dafür Jesus verflucht. Sie kamen heil davon.

Unsere Gemeinde war am Boden. Nicht nur, daß viele umgekommen sind. Schlimmer noch war die Unsicherheit und der Streit danach: Wie sollen wir mit denjenigen umgehen, die Jesus und ihren Glauben verraten haben? Sollen wir sie aus unseren Reihen ausstoßen – oder doch wieder aufnehmen. Dieser Streit hat unsere Gemeinde fast gespalten. Ich gehöre nach wie vor zur milderen Partei. Ich denke da zuerst an mich selbst. Ich möchte meine Hand nicht dafür ins Feuer legen, daß ich stark bleibe, wenn man mich gefangen nimmt und verhört. Ich glaube kaum, daß ich – den Tod vor Augen – den Mut zum Bekenntnis aufbringen würde. Was mir bei dieser wenig verheißungsvollen Selbsteinschätzung hilft, ist folgendes: Wenn ich sehe, wie Jesus mit Menschen umgegangen ist, gerade mit denen, die Fehler gemacht haben, die am Rande standen, auf die andere mit dem Finger zeigten, da ich bin fest überzeugt: Jesus würde auch unsere Verleumder und Verräter während der Christenverfolgung nicht verstoßen.

Und in einem Fall läßt sich das sogar belegen. Ich denke da an Petrus. Schon immer haben wir in unserer Passionsgeschichte davon erzählt, daß Petrus Jesus verleugnet hat, aus Angst, daß es ihm selbst an den Kragen geht. Und in unseren alten Glaubensformeln heißt es, daß Jesus ausge-

rechnet dem Petrus als erstem erschienen sei. Wenn das nicht Bände spricht!

Ich habe angesichts derer, die in unseren Reihen immer noch schief dafür angeschaut werden, daß sie sich damals nicht mutig genug zu ihrem Glauben bekannt haben, die Sache mit Petrus besonders dramatisch erzählt – und vor allem so, daß wir unsere eigene Situation darin wiedererkennen können. Das Verhör Jesu vor dem Hohen Rat in Jerusalem habe ich so gestaltet, wie ich mir das Verhör vor den Richtern Neros vorstelle. Und ich lasse Jesus dabei unser christliches Bekenntnis sprechen, vor dem ganzen Hohen Rat. Und dafür, so erzähle ich es, muß Jesus sterben.¹⁷ Draußen im Hof lasse ich Petrus warten. Und auch ihn lasse ich ins Kreuzfeuer eines Verhörs kommen: durch die Magd und die Umstehenden, die behaupten, daß auch er zu Jesus gehört. Und Petrus hat Angst. Er verleugnet – und verflucht Jesus.¹⁸ Und natürlich sind alle Hörer böse und ärgerlich über den feigen Petrus – genauso wie über die Feiglinge in unseren eigenen Reihen bei der Christenverfolgung. Und diejenigen, die sich selbst in Petrus erkennen, werden beschämt sein.¹⁹ Genauso wie diejenigen, die sich in den anderen Jüngern erkennen, die ich bei der Verhaftung Hals über Kopf fliehen lasse.²⁰ Oder diejenigen, die sich in dem jungen Mann erkennen, der, von den Schergen gepackt, alle Hüllen fallen läßt und lieber seine nackte Haut rettet,²¹ als zur Sache Jesu zu stehen. Alle, die sich in diesen Feiglingen wiedererkennen, müssen beschämt sein.

Aber: Im letzten Akt meines Evangeliums werden gerade sie aufgerichtet, und zwar durch den jungen Mann im Grab, durch den zweiten Herold meines Evangeliums. Denn er spricht zu den Frauen: **Geht und sagt seinen Jüngern und dem Petrus** – das habe ich absichtlich eingefügt –: **Jesus geht euch nach Galiläa voraus. Dort werdet ihr ihn sehen!** (Mk 16,7) Ich hoffe, daß es alle verstehen. Denn das heißt doch: Sagt gerade den Feiglingen, die sich schämen, daß sie in einer kritischen Stunde versagt haben: Er geht euch voraus, gerade euch, er fängt mit euch noch einmal von

vorne an, er lernt mit euch noch einmal neu, was Jüngersein bedeutet.

Das ist das eigentliche Evangelium aus dem Mund des Herolds im Grab: Du hast, gerade wenn du in einer entscheidenden Stunde versagt hast, noch eine zweite Chance. Hoffentlich lassen sich viele dieses Evangelium, diese befreiend gute Botschaft, bei der einem ein Stein vom Herzen fallen soll, vom Herold im Grab sagen. Hoffentlich gibt es viele, die diese Botschaft ausrichten, angestachelt durch meine Geschichte, in der es die Frauen am Grab aus Angst und Furcht nicht tun.

*Der Autor ist Lehrstuhlvertreter für
neutestamentliche Exegese in Würzburg*

Anmerkungen

¹ Man unterscheidet drei Stufen von Lehrern: Elementarlehrer, die am ehesten unseren Grundschullehrern entsprechen, Grammatiklehrer, die in die Kenntnis der griechischen und römischen Literatur einführen, sowie Rhetoriklehrer, die das Erstellen von Gerichtsreden und politischen Ansprachen trainieren und hohes Prestige genießen. Elementar- und Grammatiklehrer stammen gewöhnlich aus dem Osten, erstere sind oft Sklaven oder Freigelassene. Vgl. *K.-W. Weeber*, *Alltag in Rom. Ein Lexikon*, Zürich, 2. Aufl. 1995, 232–238. Der Verfasser des Evangeliums muß mehr als nur lesen und schreiben können, seine literarisch-stilistischen Fähigkeiten sind allerdings sehr beschränkt. Deshalb wird er am ehesten in die untere Kategorie der Lehrer einzustufen sein.

² Die Ausweisung der Juden in Rom unter Kaiser Claudius (vgl. Sueton, *Vita Claudii* 25) erfolgte nach Paulus Orosius, einem christlichen Schriftsteller des 5. Jh., im Jahr 49 n. auf Grund von ständigen Tumulten. Ursache dafür dürften interne Streitigkeiten gewesen sein, die sich ergeben mußten, sobald die Führer der christlichen Sekte an den „identity-markers“ des Judentums rührten, also Heiden ohne Beschneidung aufnahmen und mit Heiden an einem Tisch Abendmahl feierten, ohne von ihnen die Einhaltung der Speisegebote zu verlangen. Von den Römern sind, wie die Notiz bei Sueton zeigt, der einen gewissen „Chrestos“ als Urheber der Unruhen anprangert, die Christen nicht als eigene Gruppe unter den Juden wahrgenommen worden. Nicht betroffen von der Ausweisung war der heidenchrist-

liche Flügel der christlichen Sekte. Bis zur Rückkehr der Juden im Jahr 54 n. unter Nero, konnte sich dieser Flügel eigenständig weiterentwickeln (vgl. *U. Wilckens*, *Der Brief an die Römer*. 1. Teilband. Röm 1–5 [EKK VI/1], Zürich/Neukirchen-Vluyn 1978, 35f).

³ Vgl. Gal 2,15.

⁴ Vgl. Tacitus, *Annalen* 15,44.

⁵ In der Gliederung des Markusevangeliums folge ich *B. M. F. van Iersel*, *Markus. Kommentar*, Düsseldorf 1993. Seiner synchronen Lesart verdanke ich viele Textbeobachtungen.

⁶ Parallel zum Vortrag kann ein Wandfries entstehen.

⁷ Vgl. Mk 1,16; 7,31. Mk spricht nie vom „See Gennesaret“. Das tut nur Lk, der Mk ständig korrigiert (Lk 5,1.2; 8,22.23.33). Mk spricht immer vom „Meer“ in Galiläa (vgl. 2,13; 3,7; 4,1 u. ö.), evtl. beeinflusst durch die (überlieferte) katechetische Frage in Mk 4,41: „Wer ist dieser, daß ihm sogar der Wind und das Meer gehorchen?“ „Gennesaret“ ist für Mk eine fruchtbare Landschaft am Ufer des „Meeres“ (vgl. Mk 6,53).

⁸ Mk 3,22; 7,1: „die Schriftgelehrten, die aus Jerusalem herabkamen“.

⁹ Nach dem Streitgespräch über Rein und Unrein (Mk 7,1–23), das durch die Visitation der Jerusalemer Oberbehörde provoziert wird: 7,24–37, vgl. besonders die Verse 24 und 31.

¹⁰ Vgl. Mk 8,27; 9,33.34; 10,17.32; 10,52.

¹¹ Vgl. besonders Mk 10,32: „... und Jesus ging ihnen voran ..., sie aber folgten ihm nach“.

¹² Vgl. Mk 1,2 mit Jes 40,3 („*Eine Stimme ruft in der Wüste bahnt den Weg des Herrn*“). Je nachdem, ob die Atempause vor oder nach „in der Wüste“ erfolgt, ergibt sich ein unterschiedlicher Sinn. Im einen Fall ist der *Rufer* in der Wüste, im anderen Fall geht der *Weg* durch die Wüste. Interpunktionen gab es in den Bibelhandschriften nicht.

¹³ Mk 6,3. Kindheitsgeschichten erzählen erst die (späteren) Evangelien des Mt und Lk. Und *nur* diese!

¹⁴ Plastisch ist die Szene bei Plutarch, *Demetrius* 17, wo der Bote, der dem König die Siegesnachricht überbringt, die Hand ausstreckt und *mit lauter Stimme* ruft: „Sei begrüßt König ..., wir sind Sieger ...“ Für den hellenistischen Hintergrund vgl. *ThWNT* II 719–722; *C. Spicq*, *Theological Lexicon of the New Testament*, Peabody (Mass.) 1994, Bd. II 82–87.

¹⁵ Diese zeitgeschichtliche Verankerung des Markusevangeliums folgt *B. M. F. van Iersel*, *Failed Followers in Mark: Mark 13:12 as a Key for the Identification of the Intended Rea-*

ders, in: CBQ 58 (1996) 244–263, der in diesem Aufsatz einen unbeachtet gebliebenen Vorschlag von T. Radcliffe, „The Coming of the Son of Man,“ Mark’s Gospel and the Subversion of the Apocalyptic Imagination, in: Language, Meaning and God (FS H. McCabe), London 1987, 167–189, weiter ausgebaut und vertieft hat.

¹⁶ Vgl. Tacitus, Annalen 15,38–44.

¹⁷ Mk 14,55–65.

¹⁸ Literarisch als kontrastierender Rahmen um das Jesusverhör vor dem Hohen Rat gelegt: Mk 15,54.66–72. Mk läßt Petrus sogar ein „Anathema“ aussprechen (Mk 14,71, vgl. 1 Kor 12,3).

¹⁹ Nach B. M. F. van Iersel lassen sich Petrus und Judas als gegensätzliche Prototypen verstehen: Petrus will nicht als Jünger Jesu identifiziert werden, Judas identifiziert Jesus. Letzteres wird als „überliefern“ bezeichnet (vgl. z.B. Mk 14,17–21).

Im Bericht des Tacitus werden zwei Ursachen für die Festnahme bzw. Hinrichtung der Chri-

sten nach dem Brand Roms genannt: (1) Hingerichtet wurden, die sich als Christen bekannten (qui fatebantur). Sie verhalten sich also genau so wie der markinische Jesus vor dem Hohen Rat – im Gegensatz zu Petrus. (2) Als nächstes seien durch Anzeige (*indicio*) eine Menge weiterer Christen gefaßt worden. Dieses Verhalten spiegelt sich in Judas. Textintern ist der Schock der gegenseitigen Auslieferung in Mk 13,12 f. zu greifen, wo im Unterschied zum Spruch aus der Logienquelle nicht davon die Rede ist, daß die Hausgenossen *entzweit* oder *zerteilt* werden (Mt 10,35 f. par Lk 12,52 f.). Ebenfalls im Unterschied zu der entfernt verwandten Stelle Mi 6,7 steht in Mk 13,12 bewußt das Wort „überliefern“ am Anfang und das unbestimmt gehaltene, sicher auf die römischen Behörden zu beziehende „und sie werden (= man wird) sie töten“ am Ende.

²⁰ Mk 14,50.

²¹ Mk 14,51 f.